

Pünten und Schrebergärten in Winterthur

Eva Kirchheim
Fotos: Marc Dahinden



Der erste Präsident des Püntepächtervereins und Wirt im Brühleck, F. Spani. (Foto: PPV-Archiv)

Blumentag. (Foto: PPV-Archiv)

Die heutigen Pünten gehen auf die Bürgergärten zurück, die sich ehemals wie ein Kranz um die Stadt schmiegen. (Foto: Stadtbibliothek)

*Jeder soll ein Gärtlein haben
wär' es auch noch so klein
wo er hacken kann und graben
Herr und Meister sein.
Eine stille Blumenranke die er treu bestellt
und beschützt durch eine Hecke
von der Aussenwelt.*

LUDWIG FULDA

Braune Häuschen dicht an dicht, eventuell ein Cheminée davor, Blumenbeete, viel Gemüse, dazwischen Tomatenhäuschen mit Plastikplanen, blaue Wassertonnen. Egal womit und von welcher Seite wir uns der Stadt nähern, Pünten sind in Winterthur allgegenwärtig.

Es mag in das Reich der Legenden gehören, dass eine russische Zeitung Fotos von solchen Gärten abgedruckt und

sie als die Slums der Schweiz bezeichnet hat. Aber ein wenig befremdlich wirkt diese seltsame Gedrängtheit auf den Fremden allemal.

Während man anderenorts von Laubenkolonien, Schrebergärten, Familien- oder Kleingärten spricht, reden Winterthurer von ihren Pünten. Dieses Wort ist sehr alt und stammt von Bünti und bedeutet laut Idiotikon so viel wie: «von der Allmend durch Einzäunung abgeschlossenes, der privaten Nutzniessung vorbehaltenes und nach und nach in Privatbesitz übergehendes, infolge der regelmässigen Bewirtschaftung besonders ertragfähiges Gebiet zumeist in Nähe der Häuser».

Zur Zeit verteilen sich in Winterthur ungefähr 3300 Pünten auf rund vierzig verschiedene Areale auf einer Fläche von circa 5700 Aren. Die Stadt Zürich hat bei 350 000 Einwohnern nur 6300 Familiengärten. 1919 trafen auf jeden Einwohner 32 m² Gemüseland, mehr als in jeder anderen Stadt. 1997 stehen pro Einwohner immer noch 6,3 m² Familiengartenfläche zur Verfügung. Bei den Püntenarealen auf städtischem Gebiet handelt es sich ursprünglich um gut gelegenes fettes Weideland, das jetzt in Bau-, Reserve- oder Freihaltezonen liegt. Ein Teil der Püntenfläche gehört Privaten, Firmen oder den SBB. Das meist direkt neben den Bahngleisen gelegene Land der SBB, stellt eine Reserve für die allfällige Erweiterung der Bahntrasse dar. Für die Stadt war und ist das Püntepächterwesen eine defizitäre Angelegenheit. Im Geschäftsbericht der Stadt von 1929 heisst es aber: «Die Püntewirtschaft ist für Winterthur eine charakteristische und wertvolle Einrichtung geworden, deren Erhaltung und Festigung eine Ehrensache der Behörde ist.» Dieser Satz gilt auch heute noch. Püntenareale waren immer schon Teil der städtischen Bodenpolitik. Immer wieder wurden Areale verlegt oder aufgegeben, wenn es erforderlich war. So machte beispielsweise 1983 die «Püntenzüglete» in Oberwinterthur von sich reden. Damals brauchten die SBB ihr Land für den Neubau eines Lokomotivschuppens. Die Püntepächter erhielten ein neues Areal auf der anderen Seite der Strasse, die Häuschen wurden mit dem Helikopter an den neuen Ort transportiert. 1998 wurden auf dem Gebiet der geplanten Eishalle 50 Familiengärten aufgehoben. Wer wollte, bekam eine Ersatzpünt auf dem erweiterten Areal Gutschick gestellt. Eine Pünt ist üblicherweise gepachtet. Der grösste Teil dieses Landes gehört der Stadt. Etwa ein Drittel der Pünten betreut die Stadt selber, zwei Drittel hat sie dem Püntepächterverein zur Verwaltung übergeben. 1998 unterstanden 162 Pünten dem Quartierverein Oberfeld, 169 dem Verein Pünten Vogelsang und 69 der Baugenossenschaft Union. Eine durchschnittliche Pünt ist 100–200 m² gross. Darauf stehen kleine Häuschen zur Unterbringung von Gartengeräten und ähnlichem, die zumeist mitgemietet werden. Wenn kein Häuschen vorhanden ist, darf es auch selber gebaut werden. Allerdings sind dabei genaue Auflagen einzuhalten. Das gleiche gilt für Anbauten, Cheminées und Treibhäuschen. Bei der Aufgabe eines Gartens wird für diese Verschönerungen vom Nachfolger meistens eine Ablösesumme gefordert.

Ein Stück Natur für die Arbeiter

Industrialisierung und die Zunahme von Familiengärten gingen in allen europäischen Ländern Hand in Hand. So findet sich in Deutschland in den Regionen mit viel Schwerindustrie, wie in Berlin oder im Ruhrgebiet, die ausgeprägteste Schrebergartenkultur. Winterthur, einstmals aufstrebende Industriestadt, zog immer mehr Arbeiter aus den ländlichen Regionen an. «Immer noch gilt das Wort eines hiesigen Industrieführers, man dürfe den Arbeiter nicht der Landschaft entziehen, ohne ihm durch ein Stück Pflanzland die herkömmliche Bindung zu erhalten», wie der Lokalhistoriker Hans Kägi im Winterthurer Bilderbogen von 1955 schreibt.

Der Aufenthalt unter freiem Himmel in der Natur entschädigte für die vielen Stunden, die am Tag hinter Fabrikmauern in Lärm, Gestank und Hitze zugebracht wurden. Viele Winterthurer hatten ihr Stück Land in den Gartenstadtquartieren und Arbeiterkolonien direkt vor ihrer Haustür. Wo sonst in Europa sieht man heute noch ein Stück Gemüsegarten zwischen seelenlosen Häusern, wie es zum Beispiel zwischen Tösstal- und Hörnlstrasse zu sehen ist. Neben der Einkommensaufbesserung wurde den Arbeitern mit Gärten und Pünten von Seiten ihrer Arbeitgeber zu einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung verholfen. Sicher nicht ganz uneigennützig, denn durch eine starke Bindung an Haus und Scholle kam die Arbeiterschaft nicht auf dumme Gedanken.

Bürgergärten als Vorläufer

Pünten gehören zum Winterthurer Stadtbild. Schon 1494 sind einzelne Teile des Stadtgrabenareals so vergeben worden. «Allmendstücke wurden an einzelne bedürftige Bürger zur Sondernutzung auf Lebenszeit oder gewisse Jahre, doch stets mit vorbehaltenem Rückfall ausgegeben.» Teilweise wurden diese abgeteilten Parzellen auch Rütinen oder Rütinen genannt. Solche Rütinen oder Pünten gab es auf der Hochwacht, auf der Breite am Wald und am Lindberg. Frei werdende Pünten wurden öffentlich publiziert und durch das unparteiische Los an einzelne ärmere Bürger auf Lebenszeit vergeben. Allerdings mussten zwei Bedingungen erfüllt werden: Es durfte nur Gemüse gepflanzt werden und der Inhaber verpflichtete sich, die Pünt selber zu nutzen und zu bearbeiten.

Wie überall sind auch in Winterthur die Kleingärten zumeist aus wirtschaftlicher Not entstanden. Lebensmittel

waren knapp, deshalb wurde den Städtern ein Stück Land gegeben, auf dem sie das Nötigste selbst anbauen konnten. 1623, während des Dreissigjährigen Krieges, stellte der Winterthurer Rat «zwanzig Gärten in des Lenzen Gräbli» vom Untertor bis zur Spitalscheuer zum Anbau von Korn und Gemüse zur Verfügung. Im Laufe der Zeit betrachteten die Begünstigten dieses Land anscheinend als ihr Eigentum. Denn 1837, als die Stadt dieses Land zur Anlage einer Strasse brauchte, musste sie es von den Bürgern zurückkaufen und ihnen Ersatzgärten im Neuwiesen stellen. Die ganze Angelegenheit kostete den Magistrat 15441 Gulden. Dabei hatte die Stadt das Land überhaupt nicht verkauft, sondern lediglich zur Nutzung überlassen. In Ermangelung eines Aktenstückes nahm man an, dass die, die das Land seit 200 Jahren bewirtschafteten, auch die Eigentümer seien.

Damals wie heute wurden Pünten an einen anderen Ort verlegt, wenn es für die Stadt nötig war. 1830 wurden beispielsweise die Pünten auf der Breite und am Lindberg eingezogen und wieder mit Holz bepflanzt. Den Besitzern wurde auf dem Kehracken Ersatz zur Verfügung gestellt. Zu dieser Zeit wurden die Pünten immer beliebter. Während es 1831 150 Pünten gab, waren es 1841 schon 256. Deshalb schien es dem Stadtrat geboten, «wieder den Gesichtspunkt der etwelchen Unterstützung für minder Vermögende geltend zu machen». Man wollte verhindern, dass in Zukunft jeder

Bürger auf sein Anrecht pochen und von der Stadt Land pachten wollte. Aber die Bürgerschaft erliess das Reglement, das in etwa bis heute gilt, wonach alle in Winterthur wohnhaften Bürger, Bürgerwitwen und geschiedene Bürgerfrauen mit eigener Haushaltung zur Püntenverlosung Zutritt haben.

Ursprünglich legten sich die Gärten der Bürger wie ein Kranz um die Stadt. Die meisten mussten der Stadterweiterung weichen. Technikum und Stadthaus wurden auf Gartenland gebaut und dort, wo heute der Stadtgarten ist, wurde noch bis 1950 Obst und Gemüse angebaut. Eine gute Versorgung der Bevölkerung lag aber immer im Inte-

resse der Behörden, so wurde Ersatz für das bebaute Gartenland gefunden. Die ersten Püntenreviere entstanden am damaligen St. Galler Bahnhof (heute Bahnhof Grüze) und am Kehracken. Dann folgten die Areale unterer Deutweg, Zelgli, Tössfeld, Geiselweid und Trollstrasse. Anfangs des Jahrhunderts kamen Thalgut, Vogelsang, Äckerwiesen dazu. 1898 existierten in Winterthur 318 Pünten, 1912 hatte sich die Anzahl auf 794 gut verdoppelt. Dieser rapide Aufschwung kam nicht zuletzt durch die Einführung des arbeitsfreien Samstagnachmittags zustande.



Versorgungs-Engpass im Ersten Weltkrieg

Während des ersten Weltkriegs gab es einen grossen Versorgungsengpass. Wer ein Stück Land besass und sich selbst versorgen konnte, war gut dran. Die Nachfrage nach Pünten stieg, die Freizeit-Pflanzer wurden immer mehr. Deshalb wurde der Püntenbestand durch Erweiterung bestehender Areale um 229 Pünten erhöht. Ausserdem wurden auf der Geilingerwiese an der Wülflingerstrasse, an der Rund- und an der St. Galler Strasse neue Areale mit 74 Pünten angelegt. Dieses Land wurde dem neugegründeten Püntepächterverein anvertraut.

Der Püntepächterverein

Um die Stadt bei der Verwaltung der Pünten zu entlasten und um die Interessen der Kleinplanzer besser wahren zu können, wurde im März 1917 der *Püntepächterverein (PPV)* gegründet. Zuerst vertrat der Verein die Püntiker nur gegenüber den Landeigentümern. Ab 1922 wurde dem Verein von der Stadt, von Sulzer und von den SBB immer mehr Land in Verwaltung übergeben. Anscheinend waren damals die Zeiten nicht besonders sicher, denn der Verein gründete gemeinsam mit der Polizei eine Püntewache.



Neben dieser Arbeit hatte der Verein vor allem in den ersten Jahren weiterreichende Ziele. Gleich am Anfang wurden eine Handelskommission und eine Gemüsezentrale gegründet. Die Püntiker sollten das verkaufen können, was sie über den Eigenbedarf hinaus angebaut hatten. Als dieses Geschäft nicht so richtig in Schwung kam, einigte man sich mit dem Konsumverein, dass den Püntikern ihr überschüssiges Gemüse gegen Bezahlung in jeder Konsum-Filiale abgenommen wurde.

Der Obst- und Gemüseanbau zur Selbstversorgung war immer das Hauptanliegen der Püntiker. Blumen waren verpönt und zeitweise sogar verboten. Bis heute dürfen auf

einer richtigen Pünt nicht mehr als ein Drittel der Parzelle unproduktiv genutzt werden. In den dreissiger Jahren waren die Zeiten aber so gut, dass man sich von diesen Grundsätzen lösen und auch der Schönheit des Gartens widmen konnte. Am 8. September 1935 wurde allen über 75-jährigen Einwohnern vom PPV ein Blumenstrauss überreicht, 1938 wurden erstmals Blumenpflegekurse angeboten. In dieser Zeit nahmen auch die Püntenprämierungen ihren Anfang, bei denen Ordnung, Schönheit und Rationalität bewertet wurden.

Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs war es vorbei mit dieser Herrlichkeit. Die Anbauschlacht wurde geschlagen und dem Boden musste möglichst viel Nahrhaftes abgetrotzt werden. Saatgut wurde kostenlos vergeben. Kurse und Vorträge über Anbau, Schädlingsbekämpfung, Düngung und Verwertung wurden abgehalten. Die Landwirtschaftliche Schule stellte Kursgärten zur Verfügung, vom Strickhof kam ein Gartenbaulehrer. Der PPV schaffte eine Maschine zur Büchsenkonservierung der Ernte an und das Amt für Kriegswirtschaft stellte die Spritzmittel. Das fünfundsiebenzigjährige Jubiläum des Vereins, das 1942 gefeiert wurde, stand ganz im Zeichen des Mehranbaus: Es wurde ein Film gezeigt in dem der korrekte Gemüseanbau dokumentiert war. Den Püntikerfrauen wurde gezeigt, wie sie während der militärbedingten Abwesenheit ihres Mannes den Garten führen sollten.

Der Verein hatte in diesen Jahren seinen Höhepunkt erreicht. 1945 waren die Mitgliederzahlen von anfänglich 817 auf 3390 gestiegen. «Nun kam die Zeit des Abbaus und die Musspüntiker tauschten gar bald das «Hüüsli» mit dem Steuerrad eines schnellen Wagens», heisst es in der Vereinschronik.

Freizeiteinrichtung statt Selbstversorgung

Aber auch in den Nachkriegsjahren waren Pünten begehrt und die Stadt stellte mehr Land zur Verfügung. Als in den fünfziger Jahren die Konjunktur einsetzte, wurde das Püntland merklich reduziert. Die Stadt brauchte es für Bauten und Sportplätze.

Nach und nach wurden die Püntten immer mehr zur Freizeiteinrichtung, der Selbstversorgungsgedanke trat in den Hintergrund. Durch den freien Samstag hatten die Leute mehr Zeit und Freude an einer Beschäftigung im Freien. Heute ist für die meisten Püntiker der Gartenbau ein Hobby. Viele haben eine Pünt, weil sie zu Hause beengt in einer Mietwohnung leben und das Stück Land dient dazu, möglichst angenehm die Freizeit zu verbringen. Zuweilen wähnt man sich in einem Mini-Einfamilienhausquartier. In zahlreichen Püntten ist das erlaubte Drittel mit Blumen bepflanzt, kleine Rasenflächen, Sitzgruppen und Cheminées sind Oasen der Feierabendgemütlichkeit. An lauen Sommerabenden herrscht auf so manchem Pünttenareal bei Bier und Bratwürsten Feststimmung. Der Gemüseanbau wird mit unterschiedlicher Ernsthaftigkeit betrieben. Besonders Ausländer nutzen die Gelegenheit auf eigener Scholle ihre gewohnten Gemüse anzubauen, anstatt sie für teures Geld zu kaufen. Im Revier Rosenberg, das zum PPV gehört, gärtnern achtzehn verschiedene Nationen friedlich nebeneinander.

Dass der Drang nach Ordnung und Sauberkeit im Garten nicht immer gute Folgen hat, zeigte 1992 eine Studie, die im Auftrag der Stadt die Böden in den Kleingärten untersucht hat. Das Ergebnis war alarmierend: die Böden wiesen eine massive Schadstoffbelastung und Überdüngung auf. Ursache war unkontrollierter Einsatz von Pflanzenschutzmitteln und Dünger. Seitdem hat der Pünttenpächterverein seine Mitglieder im richtigen Umgang mit der Natur geschult. Zumindest die Delegierten und Präsidenten der einzelnen Areale wissen jetzt über naturnahen Gartenbau Bescheid und können dieses Wissen bei Bedarf weitergeben.

1998 gerieten die Püntten in die Schlagzeilen, als es um den Waldeggsee ging. Je nach Grösse des Sees hätten beim Zelgli bis zu 30 Püntten weichen müssen. Mit dem See ist es nichts geworden, die Pünttiker haben anscheinend genug Sympathisanten auf ihre Seite gezogen.

Verein Püntten im Vogelsang

Eine besondere Stellung nimmt der Verein Püntten im Vogelsang ein. Nachdem eine Überbauung vom Volk verworfen wurde, hat die Stadt das Gelände noch aufwendig sanieren lassen. Ein breiter Fahrweg, neue Wasserbecken und Terrassen aus Steinkörben, auf denen sich später Trockenmauer-Pflanzen ansiedeln können. Eidechsen und Blindschleichen leben jetzt schon auf den sonnigen Steinen. Seit Anfang der neunziger Jahre hatte die Stadt freierwerdende Parzellen nicht mehr bepflanzen lassen, sondern



hat dort Gras angesät. Durch die lange Unberührtheit gibt es eine grosse Artenvielfalt an Pflanzen und Tieren. Zum Missfallen der Pünttiker verirren sich immer öfter Rehe aus dem nahen Eschenberg in die Gemüsebeete.

Nicht wenige Pächter waren wegen der ungewissen Zukunft ihrer Pünt verunsichert und haben in dieser Zeit ihr Land aufgegeben. Der Verein ist zweisprachig, ein grosser Teil der Pächter sind Italiener, die im Tössfeld leben. Mit 50 Rappen Miete pro m² und Jahr ist das Gelände günstig. Ausserdem gibt es hier weniger Vorschriften als an andern Orten. Laut Jean-Pierre Wollenschläger, dem Präsidenten des Vereins Püntten im Vogelsang herrscht hier

Schrebergärten

Als geistiger Vater der Schrebergärten gilt der Leipziger Orthopäde und Pädagoge Daniel G. Moritz Schreber, obwohl er selbst herzlich wenig dazu beigetragen hat. In zahlreichen Schriften hatte er in den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts die Förderung der Leibesübungen bei Jugendlichen und den Wert des Familienlebens propagiert: «Ein öfteres Austummeln in freier Luft schafft besser Gewandtheit, Kraft und Jugendmuth». Dieser Gedanke wurde von Schrebers Freund Ernst Hauschild aufgegriffen. 1864 gründete er in Leipzig einen pädagogischen Verein, der sich den Namen «Schreberverein» gab. Zu diesem Zeitpunkt ist Schreber bereits drei Jahre tot. Hauschilds Schreberverein organisierte Vorträge und strebte nach einer «Zusammenarbeit von Schule und Haus, der Schaffung von Spiel- und Turnplätzen, der Ausbildung der Jugend». Dafür pachtete der Verein eigens eine Wiese, die zum Spielplatz erklärt und unter Aufsicht gestellt wurde. Die Zeitgenossen nannten ihn bald Schreberplatz. Auf benachbarten Ackerflächen errichtete der Verein Beete und Gärtchen, deren Pflege in die Obhut kleiner Kinderhände gelegt wurde. Mit elterlicher Hilfe verwandelte sich die einstige Ackerfläche in blühende Beete. Als der Schreberverein das kultivierte Grün durch erste Zäune voneinander trennte, Lauben errichtete, eine Gartenordnung erliess, hatte der Volksmund auch bald einen Namen bereit: Schrebergärten.

die Philosophie: Alles ist erlaubt, solange es die anderen nicht stört. Der unkonventionelle Ruf der Püntten lockt auch vermehrt junge Leute an, die Spass am Umgang mit der Natur haben.

Literatur:

Historisch juristische Beiträge zur Geschichte der Stadt Winterthur
J. H. Hotz, Winterthur 1868.

Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Winterthur im 19. Jahrhundert.
Paul Witzig, Winterthur 1929.

Winterthur, Ein Heimatbuch. Hrsg. unter Mitwirkung des Stadtrates.
Winterthur 1935.

Winterthurer Bilderbogen. Hans Kägi, Winterthur 1955.

Eva Kirchheim ist Journalistin und lebt in Winterthur.

Während anderenorts Schrebergärten als Synonym für Kleingärten steht, werden in Winterthur nur die Gärten der Lebensreformbewegung so genannt. 1910 hat der Verein für Volksgesundheit (VGS), oberhalb von Veltheim ein grosses Stück Land gekauft und dort das FKK-Sonnenbad und 140 Schrebergärten eingerichtet. Später baute der Verein auf einem Teil der Gärten das Schwimmbad Wolfsberg. So sind dort oben an idyllischer Lage ungefähr 80 Gärten zu finden. Im Gegensatz zu den Püntten dienten Schrebergärten von Anfang an nicht der Selbstversorgung, sondern der reinen Erholung. Deshalb ist der Gemüseanbau bis heute nicht gestattet. Ebenso wenig dürfen Nutztiere gehalten werden.

Jeder Schrebergärtner wird automatisch Mitglied im VGS. Allerdings ist diese Mitgliedschaft bei den meisten nur auf dem Papier vorhanden. «Während früher die Schrebergärtner streng nach den Idealen der Reformbewegung lebten, keinen Alkohol tranken und vegetarisch assen, ist heute keinerlei ideologischer Hintergrund mehr verlangt», meint Ingrid Obitz, die Präsidentin der VGS Sektion Schrebergärten. Einzig ein möglichst natürlicher Umgang mit der Natur wird gefordert. Das heisst, dass die Schrebergärtner wenig Kunstdünger und Pflanzenschutzmittel einsetzen sollten und einheimische Pflanzen exotischen Gewächsen vorziehen sollen.

Die Häuschen haben einen Wasseranschluss und sind innen und aussen oft liebevoll ausgestattet. In den meisten der 11 m² grossen Lauben gibt es Übernachtungsmöglichkeiten. So sind viele Gärten den ganzen Sommer über bewohnt und die eigene Wohnung wird nur noch zum Post holen oder Kleidung waschen betreten. Wer einen Schrebergarten will, kann sich auf die Warteliste setzen lassen. Voraussetzung ist nur, dass die Interessenten in Winterthur wohnen. Wenn jemand seinen Garten verkaufen will, kann er sich jemanden aus dieser Liste aussuchen. Familien mit Kindern werden bevorzugt, aber oft sind junge Leute nicht bereit, den teilweise doch hohen Preis für einen Garten zu zahlen. Es wird ja nicht eigentlich der Garten verkauft, aber für das Haus müssen zwischen 20 000 und 50 000 Franken gezahlt werden.